

Die Kunst, nicht dermaßen naturalisiert zu werden. Fragmente einer Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse

Mike Laufenberg

*What is allowed to live when something else dies?
What is opened as a possibility when something
that has claimed us is finally put to rest?*¹

Was ist Sexualität?

Seit mindestens zwei Jahrhunderten bildet diese Frage das un/heimliche Problem abendländischer Gesellschaften, die in der Sexualität ihre Bedrohung wie ihre Befreiung vermuten. „We do not even know in the least the final cause of sexuality [...]. The whole subject is as yet hidden in darkness“, lamentiert Charles Darwin 1862 in *The Origin of Species*. Eineinhalb Jahrhunderte später bildet dieses Lamento erneut das Eingangszitat einer Publi-

¹ Brown, Wendy: Learning to love again. An interview with Wendy Brown, in: *Contretemps*, 6. Januar 2006, S. 25-42, hier: S. 31.

kation, die, wie zahlreiche Studien vor ihr, von sich behauptet, das Geheimnis um den Sex endgültig gelüftet zu haben.² Der Autor, ein US-amerikanischer Molekulargenetiker, erzählt darin die Geschichte eines von ihm geleiteten Forschungsprojekts, das erstmals in der Geschichte den Nachweis für die Existenz genetischer Einflussfaktoren für die Entstehung von männlicher Homosexualität nachgewiesen habe.³

Was ist Sexualität? Unzählige Expert_innen haben in unzähligen Abhandlungen unzählige Antworten auf diese Frage versucht: eine Fortpflanzungsfunktion, ein Trieb, ein Diskurs, eine Maschine, eine Identität, ein Mangel, ein Trauma. „Vielleicht wird man sich eines Tages wundern“, schreibt Michel Foucault am Ende des ersten Bandes seiner *Geschichte der Sexualität* und fährt fort: „Man wird Mühe haben zu verstehen, dass eine der Entwicklung gewaltiger Produktions- und Destruktionsapparate verschriebene Zivilisation noch die Zeit und die unendliche Geduld gefunden hat, sich mit einer solchen Beklemmung zu fragen, was es mit dem Sex auf sich habe.“⁴ Foucaults rhetorischer Einsatz, die Möglichkeit eines Tages zu imaginieren, an dem das Fragen nach dem Sex verwunderlich erscheint, führt leicht in die Irre – hat er doch einige Seiten zuvor noch mit der These überzeugt, dass sich die bürgerliche Moderne nicht trotz, sondern wegen ihrer „gewaltigen Produktions- und Destruktionsapparate“ nicht davon abbringen lassen wird, die Frage nach dem zu stellen, was sich dafür als so nützlich erwiesen hat: die Sexualität. Eine Welt, in der sich die Frage nach der Sexualität nicht mehr stellt, wird also eine gänzlich andere gewesen sein müssen, als die, die wir kennen.

Was ist Sexualität? Foucault hat selbst einige Antworten auf diese Frage zu geben versucht, als er mit der Sexualität einen „besonders dichte[n] Durchgangspunkt für die Machtbeziehungen“ aufkommen sah: „zwischen Männern

² Hamer, Dean, Peter Copeland: *The Science of Desire. The Search for the Gay Gene and the Biology of Behavior*. New York 1994.

³ Vgl. Laufenberg, Mike: Natürlich Anders? Zur aktuellen Debatte über genetische Faktoren für Homosexualität, in: *Aus dem Bio-Baukasten. SeXY Gene. Gen-ethischer Informationsdienst GID Spezial* (2009), Heft 9, S. 48-57.

⁴ Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit 1*. Frankfurt/Main 1983, S. 188.

und Frauen, zwischen Jungen und Alten, zwischen Eltern und Nachkommenschaft, zwischen Erziehern und Zöglingen, zwischen Priestern und Laien, zwischen Verwaltungen und Bevölkerungen.“⁵ Eine Aufzählung, die sich um viele weitere Beziehungen ergänzen ließe, in denen sich die Sexualität als produktiver Einsatzpunkt von Strategien erwiesen hat, Macht auszuüben: zwischen Ökonomien und Körpern, zwischen Weißen und *People of Color*, zwischen Bürger_innen und Proletarier_innen zum Beispiel. Diese Beziehungen wurden zu Stützpunkten für das, was Foucault die „großen Manöver“⁶ des biopolitischen Zeitalters nennt: für Geburtenkontrolle, Eugenik und „Rassenhygiene“; für die Medizinisierung und Psychiatrisierung des Sexes, insbesondere seiner nicht-heterosexuellen, nicht-genitalen Formen; für die Pathologisierung sexueller Abstinenz („Frigidität“, „Asexualität“); kurzum: für die hierarchisierende Anordnung von Körpern, Lüsten und Praktiken um eine medizinisch und biologisch definierte Norm. Die Sexualität ist nicht einfach der Gegenstand dieser Norm, noch ist sie deren Ursache oder Effekt. Sie ist die Norm selbst.

Was ist Sexualität? Man beginnt zu ahnen: nicht erst die Antworten auf diese Frage sind das Problem, sondern das Fragen selbst. Doch, und das ist die Aporie, wir können nicht einfach *Nein* zu dieser Frage sagen, oder sie uns erst gar nicht stellen, weil wir – ob wir wollen oder nicht – durch sie die geworden sind, die wir sind: Heteras und Homos, Männer und Frauen, Queers und Bi's, Inter- und Transgeschlechtliche. Dies begründet das Zweifeln, mit dem Foucault seine vorläufige Analyse der Sexualität auf den letzten Seiten von *Der Wille zum Wissen* beschließt. Wenn wir, als immer nur historisch spezifische, in Beziehung zu den Gegenständen unseres Wissens, existierende Subjekte, nicht anders leben können, als in der Immanenz jenes Erkenntnisbereichs, der uns zugleich ermöglicht und enteignet, dann befinden wir uns in einer ontologischen Sackgasse. Diese Sackgasse ist nicht die Konsequenz eines Macht-Denkens bei Foucault, das in seiner Totalität keinen Platz mehr für Widerstand und Veränderung ließe.

⁵ Ebd., S. 125.

⁶ Ebd., S. 122.

Die Sackgasse, die wir mit Foucault entdecken, ist, so Gilles Deleuze, vielmehr eine, „in die uns die Macht selbst führt, in unserem Leben wie in unserem Denken, uns, die wir in unseren winzigsten Wahrheiten auf sie stoßen.“⁷

Zum Dilemma der Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse

Auf der Internetseite des Lesben- und Schwulenverbandes in Deutschland (LSVD) findet man unter der Überschrift „Ursachen?“ einige Links zu Zeitungsartikeln aus den Jahren 2005 bis 2008. Mit Titeln wie „Natürlich Schwul“ oder „Ein bisschen anders“ berichten sie allesamt über neuere Ergebnisse aus der biologischen Forschung zu Homosexualität – mit ähnlichem Resümee: „Viele Menschen halten Homosexualität noch immer für abnormal. Manche glauben sogar, sie sei eine Krankheit. Dabei ist sich die Wissenschaft inzwischen einig: Wie wir lieben, entscheiden Gene und Hormone.“⁸

Aktivist_innen aus den *Queer* und *Trans communities* sowie, was manchmal dasselbe ist, Geistes- und Kulturwissenschaftler_innen, die zu den Themen Geschlecht und Sexualität arbeiten, stehen einer solchen Aussage in der Regel ablehnend gegenüber. Sie bevorzugen stattdessen Konzeptionen, die – vom Sozialkonstruktivismus, über Verfahren der Dekonstruktion bis hin zu Performativitätstheorien – die Relevanz biologischer Faktoren für die sexuelle Objektwahl bestreiten. Einer der Gründe für diese Biologie-Skepsis ist zweifellos die lange Geschichte heteronormativer Diskurse und Praktiken, die sich unter anderem auch auf biologische Argumente stützten, um hetero- und monosexuelle Normierungen zu legitimieren. Die seit den 1990er Jahren intensivierte Suche nach genetischen und neuroendokrinen

⁷ Deleuze, Gilles: *Foucault*. Frankfurt/Main 1992, S. 133f.

⁸ Obermayer, Sebastian, Philipp Schwenke: Natürlich Schwul, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin* (2006), Heft 37.

‚Ursachen‘ für die Entstehung von Homosexualität wird entsprechend als „Rückschlag“ bewertet.⁹

Doch geht eine solche biologiekritische und zuweilen anti-biologische Position immer ein gewisses Risiko ein, nämlich unfreiwillig solche Positionen zu stützen, die gegen die Ansichten der Biologie reden, um damit homosexualitätsfeindliche Argumente zu verknüpfen. Homosexualität wird hier als etwas „Widernatürliches“ betrachtet, wie es jüngst wieder ein katholischer Bischof formulierte, der in der Talk-Sendung *Anne Will*¹⁰ zu Gast war: Homosexualität „widerspricht der Natur. Die Natur des Menschen ist angelegt auf das Miteinander von Mann und Frau“. Der lesbischen Gastgeberin und dem, ebenfalls als Gast geladenen, schwulen Filmemacher Rosa von Praunheim, bleiben angesichts der symbolischen Gewalt einer solchen Aussage kaum eine andere Wahl, als das Spiel mitzuspielen: Homosexuell zu sein, sei sehr wohl etwas „völlig Natürliches“, versichert von Praunheim.

Die Mehrzahl von Homosexuellen dürfte mit diesem ‚Alltags-Naturalismus‘ keine Probleme haben. Im Gegenteil gehört dort, wo, wie etwa in den USA, der Einfluss religiöser Gruppierungen auf den gesellschaftlichen Sexualitätsdiskurs besonders hoch ist, der Verweis auf die in biologischen Studien angeblich nachgewiesene ‚Natürlichkeit‘ von Homosexualität längst zur zentralen Strategie, um Moralisierung- und Pathologisierungskampagnen zu entkräften und eine umfassende, rechtlich abgesicherte Gleichstellung einzufordern. Auch für global agierende Menschenrechtsorganisationen wie *Human Rights Watch* scheint die These von der angeborenen Homosexualität in den letzten Jahren an Bedeutung gewonnen zu haben, um eine gesellschaftliche Akzeptanz für nicht-heterosexuelle Lebensweisen einzufordern. Dasselbe Argument findet man auch im Editorial einer aktuellen, von der *Bundeszentrale für Politische Bildung* zum Thema Homosexualität, Diskriminierung und Menschenrechte herausgegebenen Ausgabe von *Aus Politik und Zeitgeschichte* vom 12. April 2010:

⁹ So z.B. Herrn, Rainer: Über neue biologische Deutungen der Homosexualität. Ein Rückschlag, in: *Jahrbuch für kritische Medizin*, Bd. 35, Hamburg 2001, S. 114-129.

¹⁰ Bischof Franz-Josef Overbeck in: *Benedikts Schweigen - sind wir noch Papst?*, ARD-Sendung *Anne Will* vom 11.04.2010.

„Nach aller wissenschaftlichen Erkenntnis ist Homosexualität ein angeborenes Persönlichkeitsmerkmal. Weltweit unterliegen Lesben und Schwule jedoch bis heute vielfältigen Formen häufig religiös verbrämter Diskriminierung, die von Benachteiligungen etwa im Familien- und Steuerrecht bis zur noch in sieben Staaten geltenden Todesstrafe reichen.“¹¹

Homosexualität sei diskriminiert, so die implizite Botschaft des Autors, *obwohl* es sich bei ihr um ein „angeborenes Persönlichkeitsmerkmal“ handle. Dadurch werden indirekt eine politisch-moralische und eine juristische Aussage suggeriert: Weil Homosexualität angeboren ist, darf sie nicht diskriminiert werden.

Für die Kritik an biologischen Homosexualitätstheorien ergeben sich hieraus einige Schwierigkeiten, die meines Erachtens bislang nicht ausreichend zum Gegenstand der Diskussion gemacht wurden. Es geht um die Frage, wie zeitgemäß und klug bestimmte Verfahren der Dekonstruktion oder des Sozialkonstruktivismus noch sind, wenn deren Ziel und Methode – die Destabilisierung der Dichotomie hetero/homo durch ihre Ent-Naturalisierung – unter den gegebenen Bedingungen Gefahr laufen, den falschen Kräften in die Hände zu spielen. So trifft man auf den Internetseiten der so genannten Ex-Gay-Bewegung, etwa bei der einflussreichen *National Association for Research and Therapy of Homosexuality*, nicht nur auf die übliche Propaganda für ‚reparative Therapien‘ zur Behandlung von Homosexuellen. Längst zählen hier Verweise auf geistes- und sozialwissenschaftliche Autor_innen zum Tagesgeschäft, die mit den uns vertrauten intellektuellen Werkzeugen das Scheitern und die Irrtümer biologischer Homosexualitätsstudien herausstellen und die, wie der anti-homosexuelle, US-amerikanische Psychiater Jeffrey Satinover mit seiner Abhandlung *Homosexuality and the Politics of Truth*¹², Bücher veröffentlichen, die ‚unsere‘ Titel tragen.¹³

¹¹ Golz, Hans-Georg: Editorial, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 15-16/2010, S. 2.

¹² Satinover, Jeffrey: *Homosexuality and the Politics of Truth*. 1996.

¹³ Die Strategie von zumeist im Kontext evangelikaler Freikirchen anzusiedelnder Organisationen, öffentlichkeitswirksam die Unwissenschaftlichkeit biologischer Homosexualitätstheorien zu postulieren, um im Gegenzug vermeintlich wissenschaftlich-medizinisch abgesicherte Bewei-

Das hier umrissene Dilemma – nicht *nein* zur Biologie sagen zu können, ohne dabei Gefahr zu laufen, einen homophoben Diskurs zu stützen, der – und zwar weltweit – gerade über die Behauptung einer *Unnatürlichkeit* von Homosexualität deren Legitimität und letztlich Realität anzweifelt – deutet auf die Temporalität und Lokalität jeder Praxis der Theorie und jeder Theorie der Praxis. Nicht-essentialistische oder anti-naturalistische Positionen können daher nicht per se als *kritisch* oder gar *emanzipativ* gedacht werden. Kritik ist keine intrinsische Eigenschaft von Urteilen oder Analyseverfahren, sondern muss sich immer auch an ihren Effekten und Verknüpfungen messen lassen, die sie als ein Element innerhalb konkreter Kräfteverhältnisse hervorbringt. Diese Kräfteverhältnisse sind keine statischen Gefüge, sondern historische Konstellationen mit ihrer eigenen Dynamik. Die Auseinandersetzung mit dem hier geschilderten Dilemma kann daher ihrerseits nicht auf historisch-genealogische Argumente verzichten, wenn ein Denken in universalen *Doxai* vermieden werden soll.

Zur Genealogie des biologischen Homosexualitätsdiskurses

Der Diskurs der Biologie über die Homosexualität war von Beginn an Ankerpunkt unterschiedlicher Strategien und Machtbeziehungen. Wie jeder andere Diskurs auch, war und ist er dabei so wenig ein Diskurs *der* Macht wie er, umgekehrt, kein Diskurs *des* Widerstands gegen eine Macht sein kann. Der biologische Homosexualitätsdiskurs schiebt sich, mit einem Argument von Foucault, vielmehr als *polyvalentes*, unkontrollierbares Phänomen in die Geschichte der Homosexualitäten und der Versuche ihrer Regierbarmachung. So hebt Foucault selbst hervor, dass der sexualwissenschaftlich-medizinische Homosexualitätsdiskurs um 1900 einerseits mit der Disziplinierung und Normalisierung körperlicher Praktiken und affektiver Beziehungen einherging, andererseits aber auch einen „Gegen-Diskurs“ ermöglichte, in dessen Namen Homosexuelle ihre Rechte einfordern konnten – „und dies häufig in dem Vokabular und in den Kategorien, mit denen sie medizinisch disqualifiziert wurde[n].“¹⁴

se für die Möglichkeit einer ‚Umerziehung‘ Homosexueller zu propagieren, finden seit einigen Jahren auch in Europa Verbreitung. So z.B. das *Deutsche Institut für Jugend und Gesellschaft* oder der Verein *wuestenstrom*, die gegen die rechtliche Gleichstellung von Homosexuellen und Transgendern hetzen.

¹⁴ Foucault, *Der Wille zum Wissen*, S. 123.

Entsprechend heißt es in einem anonymen Traktat von 1869 gegen jenen Paragraphen, der Vergehen so genannter sodomitischer, „widernatürlicher Unzucht“ sanktioniert, d.h. sexuelle Akte, die zwischen zwei Personen männlichen Geschlechts oder zwischen Menschen und Tieren verübt würden:

„Neben dem normalsexualen Triebe der gesammten Menschheit und des Thierreiches scheint der Natur in ihrer souveränen Laune bei Mann wie Weib auch den homosexuellen Trieb gewissen männlichen wie weiblichen Individuen bei der Geburt mitgegeben, ihnen eine geschlechtliche Gebundenheit verliehen zu haben, welche die damit Behafteten sowohl physisch als geistig unfähig macht, auch bei besten Willen, zur normalen Erection zu gelangen [...]“¹⁵

Zwei Jahre zuvor fordert ein ehemaliger Justizbeamter auf dem Deutschen Juristentag in München ebenfalls die Abschaffung des „Unzuchtsparagraphen“ mit der Behauptung, dass es neben den beiden anerkannten natürlichen Geschlechtern, Mann und Frau, noch weitere, ebenfalls naturgegebene Geschlechtsvarietäten gebe, die homosexuell begehrt:

„Es handelt sich, meine Herren, um eine auch in Deutschland nach Tausenden zählende Menschenklasse, [...] welcher viele der grössten und edelsten Geister unserer sowie fremder Nationen angehört haben, [...] welche Menschenklasse aus keinem anderen Grunde einer strafrechtlichen Verfolgung, einer unverdienten, ausgesetzt ist, als weil die rätselhaft waltende schaffende Natur ihr eine Geschlechtsnatur eingepflanzt hat, welche der allgemeinen gewöhnlichen entgegengesetzt ist. [...]“¹⁶

Die Botschaft der beiden Autoren¹⁷ ist eindeutig: Es handelt sich bei der

¹⁵ Kertbeny, Karl-Maria, Paragraph 143 des Preussischen Strafgesetzbuches vom 14. April 1851 und seine Aufrechterhaltung als Paragraph 152 im Entwurfe eines Strafgesetzbuches für den Norddeutschen Bund, Leipzig 1869, S. 46, zitiert nach: Eder, Franz X.: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München 2002.

¹⁶ Ulrichs, Karl Heinrich: *Forschungen über das Räthsel der mann männlicher Liebe*. Berlin 1994.

¹⁷ Bei den beiden zitierten Personen handelt es sich um Protagonisten des frühen homosexuellen Emanzipationsgedankens, die auf ein Ende der Bestrafung homosexueller Praktiken hinzuwirken suchten. Der Eine, Karl Maria Kertbeny, gilt heute als Wortschöpfer des Begriffspaares Homosexualität/Heterosexualität. Der Andere, Karl Heinrich Ulrichs, wird später in die Annalen

Homosexualität um eine natürliche Erscheinung und weil dem so ist, darf sie nicht weiter vor den Richter zitiert werden. Wenn das Strafgesetz sich darüber legitimiert, die natürliche Ordnung wieder herzustellen, indem es den vermeintlichen Akt wider die Natur unterbindet, so wäre der Nachweis der Naturhaftigkeit gleichgeschlechtlicher Sexualität der direkteste und möglicherweise effizienteste Weg, um die Rechtslage zu unterhöhlen.

Hinter dem Argument der Natur der Homosexualität verbirgt sich allerdings mehr, als eine politische Gleichstellungsstrategie. In ihm äußert sich zugleich das Begehren von Subjekten, einer „natürlichen Art“ anzugehören. Dieses Begehren entsteht zu einem Zeitpunkt, als sich das neuzeitliche Denken von Gott als transzendentelem und sinngebendem Schöpfer-Subjekt löst und damit beginnt, die Wahrheit der Existenz des Menschen in seiner *Natur* zu suchen. Diese Suche ist wiederum als immanenter Prozess der bürgerlichen Gesellschaft zu theoretisieren, die sich selbst als Naturverhältnis konstituiert. Tatsächlich drehten sich die im 19. Jahrhundert einsetzenden Auseinandersetzungen über den biologischen Status der Homosexualität im Verlauf daher auch immer weniger um die Frage, *ob* Homosexualität in biologischen Kategorien zu denken ist – darüber herrschte bald, abgesehen von Ausnahmen, Einigkeit. Vielmehr ging es um den zentralen Streitpunkt, ob die biologische Konstitution der Homosexuellen als pathologisch und anormal – und damit angesichts einer angenommenen Vererbbarkeit auch als gefährlich für die Allgemeinheit – zu verstehen ist, oder ob sie als eine der möglichen, natürlichen Variationen des „normalen Sexuallebens“ zu gelten habe.

In den Texten der frühen Protagonist_innen dieser zweiten Variante kann man, wie z.B. bei Magnus Hirschfeld, gut nachvollziehen, wie die unter Berufung auf wissenschaftliches Wissen vorgenommene neuzeitliche Normierung des Begehrens mit einem Begehren jener Norm einhergeht, die eine *schlechte* von einer *guten* Natur unterscheidet. So werden Strategien der Ausgrenzung und Diskriminierung kritisiert, die Homosexuelle durch eine Ent-Naturalisierung oder biologische Pathologisierung aus dem Bereich des Normal-Menschlichen ausschließen wollen; zugleich wird die Vorstellung von Homosexualität als biologischer Abweichung aber ungebrochen fortgeführt. Die Homosexuellen *sind* eine „Abart“ der Natur, doch sind sie als

homosexueller Geschichtsschreibung als „erster Schwuler der Weltgeschichte“ (Sigusch, Volkmar: *Karl Heinrich Ulrichs. Der erste Schwule der Weltgeschichte*. Berlin 2000) eingehen.

solche zu akzeptieren, wie Hirschfeld argumentiert:

„Gewiß stellt der Homosexualismus die Minorität des geschlechtlichen Empfindens dar, so daß man ihn vergleichsweise als von der Natur der Mehrzahl abweichend und in diesem Sinne als abnormal bezeichnen kann. Sieht man aber von Vergleichen ab und betrachtet ihn rein für sich, objektiv als etwas einmal Bestehendes, so entspricht die ihm eigene Geschlechtsempfindung so sehr dem ganzen Wesen des Uraniers [...], daß man bei der Homosexualität wohl von einer Abart, einer Varietät, aber nicht von einer Anomalie im pathologischen Sinne reden kann.“¹⁸

Hirschfeld, der stark von der Abstammungslehre Haeckels beeinflusst ist, meint die Begriffe der „Abart“ und der „Varietät“ hier ganz darwinistisch: Homosexuelle seien keine ‚entarteten‘, ‚degenerierten‘ Abweichungen einer ursprünglichen, natürlichen Art, sondern bildeten vielmehr – ebenbürtig mit den Heterosexuellen – eine eigene Art, eine eigene geschlechtliche Variation eines von Natur aus bisexualen und bigeschlechtlichen „Ur-Sexualorgan-Systems“, wie es die frühe Frauenrechtlerin Johanna Elberskirchen mit Verweis auf das ihr zeitgenössische embryologische Denken bezeichnet hat.¹⁹

Mich interessieren an dieser Stelle aber weniger die eigentlichen Inhalte solcher Aussagen, die sich von einem Standpunkt der Gegenwart aus immer leicht als ‚inkorrekt‘, ‚biologistisch‘ und/oder politisch ‚falsch‘ darstellen ließen. Stattdessen plädiere ich dafür, solche Aussagen über die ‚Natur der Homosexualität‘ in ihrer Historizität ernst zu nehmen und nach dem besonderen Begehren zu fragen, das sich in ihnen artikuliert und allererst artikulieren kann. Welche Begierde, unter den gegebenen Bedingungen zu *sein* und in diesem Sein zu bestehen, so könnte man mit Judith Butler²⁰ fragen, trägt die frühen homosexuellen Allianzen mit dem biologischen Denken? Das im 19. und frühen 20. Jahrhundert mit Personen wie Ulrichs,

¹⁸ Hirschfeld, Magnus: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*. Berlin 1914. Nachgedruckt: Walter de Gruyter Berlin 2001, S. 384.

¹⁹ Elberskirchen, Johanna: *Homosexualität, eine bisexuale Varietät, keine Entartung*. Leipzig 1904, S. 9.

²⁰ Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main 2001.

Hirschfeld oder Elberskirchen in die Welt kommende Begehren der Norm des Natürlichen aus einer Position sexueller Dissidenz ist nach meinem Verständnis ein ganz und gar existenzielles Begehren. Angesichts der Rede von der „widernatürlichen Unzucht“, die Homosexuellen ihre *gute* Natur und damit ihren legitimen Platz in der Ontologie streitig macht, avanciert das biologische Denken zu einer Fluchtlinie homosexueller Identität – einer Identität, die sich in der Welt der „Normalsexuellen“ notwendig als verwundete konstituiert. Aus dieser Verwundung heraus kommt es zu der scheinbar paradoxalen Bewegung homosexueller Subjektivität, sich ausgerechnet an die Begriffe und Kategorien zu binden, die sie immer auch abwerten und herabsetzen. Mit Butler gesprochen, werden Homosexuelle hier notwendig zu Kompliz_innen der Macht, in dem Moment, in dem sie sich als Homosexuelle konstituieren. So sind sie in ihrem sozialen Sein, in ihrer Artikulation eines „Ich“ oder eines „Wir“ abhängig von dem Diskurs, der über sie spricht und den sie sich nicht ausgesucht haben, der jedoch ihre Handlungsfähigkeit – als Homosexuelle – paradoxerweise erst ermöglicht und erhält.

Mit Blick auf die historischen Bedingungen homosexueller Subjekt-konstitution und angesichts der ständigen Drohung, in einen Bereich „suspendierter Ontologie“²¹ zu geraten oder dort zu verbleiben, wird das Verhaftetsein mit ambivalenten Bezeichnungskategorien nachvollziehbar. So binden sich v.a. viele bürgerliche, männliche Homosexuelle des 19. und frühen 20. Jahrhunderts lieber an eine durch biologische und psychiatrische Wahrheitsdiskurse gestützte Kategorie, die sie immer auch einem prekären, weil verwundbaren Status aussetzt, die aber zugleich zumindest die Möglichkeit verspricht, soziale Anerkennung einzufordern und Einbeziehung zu erfahren, als dass sie die Alternative wählen, überhaupt keine intelligible Existenz zu haben. Wir haben es hier also mit einem scheinbaren Paradoxon zu tun, doch dieses Paradoxon ist eines *der* zentralen Charakteristika der abendländischen ‚Moderne‘: Gerade durch ihre

²¹ Butler, Judith: *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, online erschienen 2001: <http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de>.

Naturalisierung können stigmatisierte, partikulare Subjektivitäten – wenn auch prekär – Teil des Gesellschaftlichen werden. ‚Die‘ Homosexuellen des frühen Emanzipationsdiskurses konstituieren sich als Rechtssubjekte im Sinne des Naturrechts, indem sie sich als Lebewesen entwerfen, die sich qua Natur von anderen Lebewesen unterscheiden.

Wenn wir verstehen wollen, wie biologische Aussagen über Homosexualität ‚im Wahren‘ liegen konnten und können, dann müssen wir den Blick auch auf diese historisch gewordenen Beziehungen zwischen Subjekten und Wissensobjekten richten und die vielfältigen Formen von Zwang und Begehren analysieren, die dazu führen, dass diese Beziehungen von Bestand sind.

Von der Biologisierung des Sozialen zur Politisierung der Biologie

Das Versprechen der Identitätspolitik lautet, beschädigten Identitäten Anerkennung und Inklusion dadurch zu ermöglichen, dass die abwertenden Kategorien resignifiziert und von ihrem „wounded attachment“ (Wendy Brown) befreit werden. Der Rekurs auf die Natur, der, wie der vorangegangene Abschnitt gezeigt hat, immer auch ein Rekurs auf Vorstellungen vom Normalen und Pathologischen ist, scheint dies möglich zu machen. Allerdings wird hierbei implizit von der Vorannahme ausgegangen, dass das ‚Problem‘ der Homosexualität allein ihre Exklusion ist, und dass der gesellschaftliche Homosexualitätsdiskurs prinzipiell über Ausschluss funktioniert. Diese Vorannahme teilen sowohl Befürworter_innen wie auch Gegner_innen eines homosexuellen Bündnisses mit der Biologie. Der Unterschied ist, dass die Einen im Rekurs auf die Biologie eine Strategie erblicken, ihre Gleichheits- und Inklusionsforderungen gegen die Logik des Ausschlusses durchzusetzen, während die Anderen diese Logik in der Biologie selbst noch am Werk sehen. Beide Positionen entkontextuieren, ja essentialisieren damit aber das Verhältnis von Biologie, Politik und Homosexualität: einmal erscheint die Biologie per se als natürliche Bündnispartnerin, ein anderes Mal figuriert sie – mit Blick auf die eugenische Tradi-

tion der biologischen Homosexualitätsforschung – als ewige Handlangerin des homophoben Diskurses.²²

Als Alternative zu einer solchen Polarisierung schlage ich eine Analyse und Kritik des biologischen Homosexualitätsdiskurses vor, der quer zu diesen beiden Positionen liegt. Die zweite Position liegt m.E. falsch, wenn sie die Emergenz biologischer Homosexualitätstheorien mit einer Strategie des Ausschlusses und der Diskriminierung von Homosexuellen identifiziert. Vielmehr verstehe ich gerade die inkludierenden Effekte, die hier von der Biologie auszugehen scheinen, als deren bedeutende Leistung für die Integration westlicher, liberaler Gesellschaften. Anders als die erste Position, die ein Bündnis homosexueller Gleichstellungspolitikern mit dem Naturalismus der Biowissenschaften propagiert, betrachte ich diese Inklusion allerdings nicht als die Lösung, sondern als das eigentliche Problem. Denn es ist die durch Naturalisierung geleistete Inklusion von Homosexuellen, die diese allererst als Homosexuelle regierbar macht. Erst jenen Prozess, den ich als *making up a species*²³ bezeichne, d.h. die Konstituierung von Homo-

²² Damit soll nicht verharmlost werden, dass heute bereits darüber diskutiert wird, ob im Falle der ‚Entdeckung‘ einer genetischen Disposition für sexuelle Orientierung pränatale Genscans vorgenommen werden dürften, die Eltern über die Wahrscheinlichkeit, ein homosexuelles Kind in die Welt zu setzen, in Kenntnis setzen sollen, um ihnen dann die Entscheidung freizustellen, die Schwangerschaft abzuberechen (siehe Herrn, Über neue biologische Deutungen, 2001). Allerdings handelt es sich hierbei um ein anderes Dispositiv, als das von Foucault beschriebene Sexualitätsdispositiv. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ist das Verhältnis von Bio-Macht und Sexualität noch durch eine „rassehygienische“ Rationalität charakterisiert; hier war der Zusammenhang zwischen der Steuerung sexuellen Verhaltens und der Aufpolierung der eigenen Population oder „Rasse“ unmittelbar. Wenn es heute auch immer noch denkbar ist, dass (wie während der AIDS-Krise geschehen) Homosexualität mit Krankheit und Tod identifiziert und damit als biologische Gefahr für die Bevölkerung konstruiert wird, so werden homosexuelle Handlungen doch i.d.R. nicht mehr als Gefahr für die erbbiologische Ausstattung der eigenen Population oder ‚Rasse‘ betrachtet, wie dies im ‚rassehygienischen‘ Sexualitätsdispositiv noch der Fall war.

²³ Ich rekurriere mit dieser Formulierung auf Ian Hacking's Konzept des „Making up people“. Hacking kritisiert damit die Statik des klassischen Nominalismus oder Konstruktivismus, die in der Formel „Kategorien/Taxonomien produzieren sexuelle Subjekte“ am Werk ist und die ein deterministisches *One-Way*-Verhältnis zwischen Klassifikationen und den Gegenständen von Klassifikationen suggeriert. Die Generierung von Klassifikationen gehe laut Hacking der Konstituierung von Klassen (hier: der/die Homosexuelle) aber nicht einfach voraus; vielmehr sei das Verhältnis zwischen Taxonomie und Objekt durch Gleichzeitigkeit und Reziprozität charakterisiert: „The claim of dynamic nominalism is not that there was a kind of person who came in-cresingly to be recognized by bureaucrats or by students of human nature, but rather that a kind of person came into being at the same time as the kind itself was being invented. In some cases, that is, our classifications and our classes conspire to emerge hand in hand, each egging the other on“ (Hacking, Ian: Making Up People, in: ders.: *Historical Ontology*. Cambridge, Massachusetts 2002, S. 106). Damit öffnet Hacking den Blick auf eine wechselseitige Interaktion: Kategorien und epistemische Dinge affizieren Subjektivierungsprozesse, doch

sexuellen zu einer ‚natürlichen Art‘, die sich gerade auch durch biologische Eigenschaften und körperliche Eigentümlichkeiten (von der Anatomie und Physiologie bis zur Genetik) von anderen menschlichen Gruppen unterscheidet, erlauben den weitgehenden Zugriff von Machtstechniken, die sich im liberalen Zeitalter entwickeln und die Foucault mit dem Begriff der Biopolitik gefasst hat. Die Inklusion, die vor allem weiße, männliche und bürgerliche Homosexuelle im 19. Jahrhundert über ihre Naturalisierung einfordern und partiell auch erfahren, ist also die eigentliche Leistung einer bio-politischen Regierungskunst. Das ‚Anderere‘ ist nun, mit Agamben gedacht, nicht mehr einfach das, was die Grenzen des ‚Innen‘ definiert, sondern es rückt selbst in den Bereich des ‚Innen‘ hinein. Dieser Einschluss ist nicht nur ein Einschluss in die politische Gemeinschaft, oder in die Bevölkerung, sondern zugleich ein Einschluss des ‚Andereren‘ in das Innere des Subjekts, das dadurch gänzlich der Verfügung biopolitischer Praktiken ausgesetzt wird.²⁴

Die gesamte Existenz, das ‚ganze Sein‘ der Homosexuellen, wird damit politisch. Wir haben es beim frühen homosexuellen Emanzipationsstreben also nicht mit den politischen Aktivitäten von Bürger_innen zu tun, die für einen Teil ihrer Handlungen (den „sexuellen“) Privatheit, Diskretion, Gerechtigkeit etc. einfordern, sondern ihre Sexualität wird als biologisches Element ihrer Selbst zum Politikum. In der Tat sind diese *sexuellen Bürger_innen*, die im modernen Zeitalter auf die Bühne treten, die Inkarnation biopolitischer Regierungstechniken par excellence: Ihre Organe sind politisch, ihre Gehirne und Erbanlagen sind politisch, ihre Orgasmen und Körperflüssigkeiten sind politisch, ihre Mäuler, Zungen und Tastsinne, ihre Blicke und ihr Stöhnen – alles politisch.

Eine Kritik biologischer Homosexualitätstheorien wie sie aus queer- oder gendertheoretischer Perspektive häufig artikuliert wird, hat das eigentliche Problem daher m.E. reduziert und konsequent verdreht: Aus genealogischer Sicht ist das primäre Problem biologischer Homosexualitätsdiskurse jedenfalls nicht die Biologisierung oder Naturalisierung der Homosexuellen, sondern die *Politisierung* ihrer biologischen Natur. Dass Homosexuelle eine eigentümliche Biologie haben, die sich von anderen unterscheidet, ist keine

werden sie ihrerseits wieder von Subjekten affiziert, übersetzt, bearbeitet und verändert, so dass Hacking hier von einem *looping effect* spricht.

²⁴ Siehe Lorey, Isabell: Als das Leben in die Politik eintrat. Die biopolitisch-gouvernementale Moderne, Foucault und Agamben, in: Marianne Pieper u.a. (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt a.M./New York 2007, S. 269-291.

ihnen nachträglich zugetragene Diskursivität, sondern es ist das konstitutive Moment, das sie allererst als homosexuelle Subjekte in die Geschichte holte. Erst mit der gleichzeitigen Politisierung des Biologischen erfährt diese Naturalisierung aber eine machtrelevante Problematik, die sie heute zu Recht zum Gegenstand kritischer Analyse macht. Die Problematisierung einer Biologisierung des Sozialen oder des Politischen bleibt daher solange reduktiv, wie sie nicht gleichzeitig den umgekehrten Prozess einer Sozialisierung und Politisierung des Biologischen betrachtet.

Queering Biology und das Begehren, nicht dermaßen biologisiert zu werden

Wir wissen, dass die Zwänge und die Gewalt, die von einer Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit und Zwangsheterosexualität ausgehen, nicht selten durch ein Verständnis von Natürlichkeit legitimiert wurden, welches die Existenz von zwei Geschlechtern und die Norm des heterosexuellen Genitalprimats aus einer vermeintlichen Biologie des Menschen herleitet. Die Biologie nimmt hier die Form eines Wahrheitsdiskurses an, der das Handeln und Denken von Menschen zwar nicht determinieren kann, der jedoch ein produktives Instrument für die Stabilisierung eines Erfahrungsfeldes darstellt, das reguliert, welche Körper, welche Begehren und welche Existenzweisen vorstellbar, wahrnehmbar und lebbar werden und welche nicht.

Es gibt verschiedene Wege, in die Ökonomie dieses Wahrheitsdiskurses, aus der heraus spezifische Anforderungen und Anrufungen an Subjekte gestützt werden, zu intervenieren. Eine Möglichkeit, die von einigen feministischen und queeren Biolog_innen und Naturwissenschaftsforscher_innen gewählt wird, ist die Verschiebung und Veränderung der Inhalte und Kategorien biologischer Deutungs- und Beschreibungsarbeit. Hier wird der Anspruch verfolgt, ein ‚besseres‘ biologisches Wissen zu erzeugen, z.B. indem gezeigt wird, dass nicht-deterministische, biologische Geschlechter- und Sexualitätstheorien möglich sind, die nicht in der Logik der Zweigeschlechtlichkeit oder der Dichotomie von Hetero- und Homosexualität aufgehen und die die intime Kopplung von Sexualität und Reproduktion

aufweichen. Diese Arbeiten, die man vielleicht als Versuche eines „Queering Biologie“²⁵ bezeichnen kann, geben Antworten auf wichtige Fragen, doch sie führen mit ihrer zentralen Strategie der ‚Pluralisierung von Erzählungen‘ m.E. an dem Problem vorbei, das hier zur Diskussion steht: die Politisierung der Biologie im Zeichen biopolitischer Regierungsstrategien. Vertreter_innen des „Queering Biology“-Ansatzes scheinen mir vielmehr selbst zu Agent_innen dieser Politisierung des Biologischen zu werden, wenn sie beispielsweise nicht-heteronormative Lesarten von ‚sexuellem Verhalten‘ bei Tieren anführen, um diese „für die Akzeptanz und Legitimation von Homo-, Hetero- und Transsexualität strategisch zu nutzen“²⁶. Was die „Queering Biologie“-Strategie damit nicht infrage stellt, ist die grundsätzliche, für die bürgerliche Moderne charakteristische Verschaltung biologischer und politischer Rationalitäten und die damit verbundene, u.a. von Agamben problematisierte, Produktion ‚biologischer Bürger_innen‘. Als ‚biologische_r Bürger_in‘ konstituiert sich das Subjekt als politisch-anthropologische Dublette; es existiert als biologisches Lebewesen *und* als politisches Rechtssubjekt, ohne dass diese beiden Seiten noch klar voneinander zu unterscheiden wären.²⁷ Wenn also zum Beispiel die Forderung nach einem Ende der Pathologisierung und Medikalisierung von Intergeschlechtlichkeit damit unterstützt wird, dass biologische Theorien und Studien die Existenz von mehr als zwei Geschlechtern bzw. eines geschlechtlichen Kontinuums

²⁵ So der Titel eines Aufsatzes von Ebeling, Smilla: Queering Biologie, in: Mauss, Bärbel, Barbara Petersen (Hg): *Das Geschlecht der Biologie*. Mössingen Talheim 2006, S. 31-60.

²⁶ Ebeling, Smilla: Heteronormativität in der Zoologie, in: Hartmann, Jutta u.a. (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*. Wiesbaden 2007, S. 79-94, hier S. 90.

²⁷ Die biopolitische Regierungskunst besteht darin, möglichst viele Subjektivitäten an diesem Nexus von Biologie und Politik anzusiedeln. Je nachdem, um welche Form von Subjektivität es sich handelt, unterscheiden sich dabei die Inklusionsstrategien. So wurde auf Frauen, ‚Schwarze‘ oder Kinder in historischer Perspektive permanent Macht ausgeübt, indem man über ihre biologischen Körper herrschte. Das Neue der abendländischen Moderne besteht darin, dass es ihr zunehmend gelingt, auch weiße Männer über ihre Biologie regierbar zu machen, wie das Beispiel einer Regierung der (männlichen) Homosexualität deutlich macht. Gleichzeitig ebnen die bürgerlichen Revolutionen den Weg für die Artikulation von Emanzipationsbestrebungen wie die Kämpfe für Frauen- und Menschenrechte, die immer auch ein Kampf für Integration in den und Partizipation am Prozess des Politischen sind. Es liegt im Wesen des egalitären Universalismus der Aufklärung, dass er die Artikulation von Gleichheitsbestrebungen erst artikulierbar macht, gleichzeitig aber partikuläre Interessen (also all jene, die nicht das universale Subjekt des weißen, männlichen Bürgers repräsentieren) essentialisiert und die Bildung partikularer Subjektivitäten als ‚natürliche‘ und verkörperte Trägerinnen dieser Interessen forciert.

belegen, dann werden hier politische und ethische Forderungen auch mit dem Biologischen begründet und plausibilisiert.

Ich bin skeptisch gegenüber diesen Versuchen, einen Wahrheitsdiskurs durch einen neuen zu ersetzen, und ob es sich bei „Queering Biologie“ um einen solchen neuen Wahrheitsdiskurs handelt, wird sich letztlich unabhängig von den Intentionen der entsprechenden Autor_innen entscheiden, die dies möglicherweise gar nicht beabsichtigen. Wahrheitsdiskurse sind wesentlich an der Hervorbringung der Bedingungen beteiligt, unter denen uns ein Begehren, ein Körper, oder eine Existenzweise als intelligibel und anerkenntbar erscheinen. Die Grenzen zwischen Epistemologie und Ontologie sind hier keine festen, sondern durchlässige Grenzen: die zu einem bestimmten Zeitpunkt existierenden Grenzen dessen, was sagbar und intelligibel ist, und die Grenzen dessen, was wir sind und werden könnten, sind miteinander vermittelt und bedingen sich gegenseitig. Diese Vermitteltheit und Bedingtheit zu befragen und damit die historisch gewordenen Grenzen unseres Wissens und unseres ‚Seins‘ auszuloten, betrachte ich mit Foucault als eine wichtige Aufgabe von Kritik.²⁸ Es kann Kritik also gerade nicht darum gehen, die Möglichkeiten lebbarer Erfahrungen und Existenzweisen an die Autorität neuer Expert_innendiskurse zu koppeln. Stattdessen sollte diese Autorität von wissenschaftlichen Diskursen für die Frage, wer wir zu einem gegebenen Zeitpunkt sein könnten, insgesamt hinterfragbar gemacht und als Teil des Problems verstanden werden. Ist es aber nicht genau diese Hinterfragbarkeit, die aufs Spiel gesetzt wird, wenn uns eine ‚neue‘ Biologie mit veränderten Inhalten plötzlich dazu geeignet erscheint, über und im Namen von Leben zu sprechen, die durch die ‚alte‘ Biologie noch verkannt und entwirklicht wurden?

In vergangenen und gegenwärtigen Kämpfen gegen bestimmte Formen der Subjektivierung geht und ging es immer auch darum, Wege zu finden, so in die Ökonomie der Macht zu intervenieren, dass Subjekte in die Lage

²⁸ Foucault, Michel: *Was ist Kritik?* Berlin 1992; ders.: *Was ist Aufklärung?*, in: *Dits et Ecrits* Band 4. Frankfurt a.M. 2005, S. 687-706. Vgl. auch Sabine Harks weiterführende Diskussion des Foucaultschen Kritikbegriffs in: Dies.: *Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute*, in: *Feministische Studien*, 1/2009.

versetzt werden, Existenzweisen zu wagen, die nicht von „der Herrschaft der Wahrheit gestützt werden.“²⁹ Für eine solche – immer riskante – Unternehmung braucht es allerdings Formen der Kollektivität, aus denen heraus Räume der Solidarität und letztlich Modi der Subjektivität entstehen können, wie sie Lauren Berlant und Michael Warner beispielsweise für das Projekt einer „queeren Kultur“ umreißen, in der „das heterosexuelle Paar nicht mehr der alleinige Bezugspunkt oder das privilegierte Beispiel sexueller Kultur ist“:

„Unter queerer Kultur verstehen wir ein Projekt der Welterzeugung, wobei sich ‚Welt‘ [...] von Gemeinschaft oder Gruppe unterscheidet, weil sie notwendigerweise mehr Menschen einschließt, als benannt werden können, mehr Räume umfasst, als abgesehen von ein paar Bezugspunkten auf der Karte verzeichnet werden können, Gefühlsweisen beinhaltet, die erlernt werden können, statt als Geburtsrecht erlebt zu werden.“³⁰

Wenn wir davon ausgehen, dass das System der Zweigeschlechtlichkeit und Zwangsheterosexualität von einer „Herrschaft der Wahrheit“ bzw. einer Rationalität der *scientia sexualis* gestützt werden, die sich in der Frage des Lebbareren gerade auch auf den Diskurs der Biologie berufen, dann kann die Konstituierung queerer Räume als Versuch verstanden werden, eine Kultur des Widerstands *gegen* die subjektivierenden Anrufungen eines solchen Wahrheitsregimes zu generieren. Die Wahrheitsdiskurse der Biologie, aber auch der Psychiatrie oder der Gesetzgebung, werden in solchen Räumen durch die Aushandlung alternativer Regeln und (praktischer) Wissensformen hinterfragt und, soweit dies möglich ist, geschwächt.

Doch auch wenn queere Räume, wie in der Darstellung von Berlant und Warner, den Anspruch an sich hegen, möglichst offen für unterschiedliche Subjekt- und Lebensentwürfe zu sein, wissen wir, dass der Zugang zu solchen Räumen alles andere als voraussetzungslos ist. Teil der *community* zu sein, bedarf dabei nicht nur einer Einhaltung bestimmter Codes, Verhal-

²⁹ Butler, Was ist Kritik?, 2001.

³⁰ Berlant, Lauren und Michael Warner: Sex in der Öffentlichkeit, in: Haase, Matthias, Marc Siegel und Michaela Wunsch (Hg.): *Outside. Die Politik queerer Räume*. Berlin 2005, S. 77-104, hier: S. 78 und 92.

tens- und Sprachregeln, sondern – viel weitgehender – einer spezifischen Arbeit an sich selbst, damit die Transformation in ein durch die *community* anerkanntes ‚queeres Subjekt‘ gelingen kann.³¹ Was aber ist mit denen, die den Anforderungen queerer oder anderer Kollektivitäten, aus denen heraus hegemoniale Wahrheitsdiskurse hinterfragbar werden, nicht gerecht werden, werden können oder werden wollen? Was ist mit denen, die auf den normalisierenden Diskurs der Biologie angewiesen sind, weil er ihnen trotz seiner Ambivalenz einen gewissen Schutz zu versprechen scheint vor den Anfeindungen ihrer Umwelt, deren zentrale Strategie der Verächtlichmachung sich nach wie vor auf Praktiken der ‚Ent-Normalisierung‘ und ‚Ent-Naturalisierung‘ stützt? Müssen sich, anders gefragt, diejenigen, die eine Verabschiedung essentialisierender und naturalisierender Sexualitätskonzepte aus gutem Grund als ‚befreiend‘ erleben, nicht auch selbstkritisch die Frage stellen, unter welchen Bedingungen die Destabilisierung eines sexuellen und geschlechtlichen Essentialismus als ‚befreiend‘ erlebt werden kann, und unter welchen Bedingungen eine solche Destabilisierung wohlmöglich neue Gefährdungen für Subjekte mit sich bringen?

Life after sexuality

Biologische Vorstellungen über Sexualität, so der zentrale Einsatzpunkt dieses Textes, können nicht einfach auf epistemische Phänomene, Repräsentationen, diskursive Konstrukte oder Ideologeme reduziert werden. Der biologische Diskurs über Sexualität ist vielmehr Teil gelebter Wirklichkeiten von Subjekten, ja Teil von Subjektivitäten selbst. Historisch gesehen, geht er diesen Subjektivitäten nicht als Diskurs voraus, so wie diese nicht vor ihm da waren, sondern beide, Diskurs und Subjektivität, entstehen gleichzeitig und verbleiben in einem Prozess wechselseitiger Intra-aktion.³² Es reicht daher

³¹ Ironischerweise ist eine der Schlüsselqualifikationen für die Anerkennbarkeit als ‚queeres Subjekt‘ dabei gerade die iterative Bekundung, dass es ein solches eigentlich gar nicht geben kann; dass mit ‚queer‘ vielleicht eine Haltung oder Praxis, nicht jedoch eine Identitäts- oder Subjektkategorie gemeint sei.

³² Mit Subjektivität ist an dieser Stelle die Konstituierung einer *kollektiven* Subjektivität gemeint (also *die* Heterosexuellen, *die* Homosexuellen etc.). Als empirische, konkrete Subjekte kommen wir hingegen nicht gleichzeitig mit den Diskursen in die Welt, sondern sind hier immer

auch nicht aus, Wissen über Sexualität lediglich auf einer epistemologischen Ebene danach zu befragen, ob es ‚richtig‘ oder ‚falsch‘ ist und ob es das, was es benennen und erklären möchte, richtig repräsentiert oder nicht. Viel mehr und viel wichtiger ist die Frage, welche Existenzweisen ein bestimmtes Wissen über Sexualität verhindert aber auch ermöglicht hat, und wie sich die Kategorien der Sexualität dadurch eine ontologische Realität von Erfahrungen und Subjektivitäten verschaffen konnten, aus der sie nicht einfach wieder subtrahiert werden können.

Eine adäquate Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse muss daher meiner Meinung nach mehrere Strategien gleichzeitig verfolgen. Sie muss die Macht biologischer Wahrheitsdiskurse und die Effekte auf die Leben derer, über die sie sprechen, problematisieren und aufweichen. Dies geschieht jedoch nicht, indem bestimmte Theorien der Sexualität als ‚falsch‘ herausgestellt werden, sondern indem die diskursiven und materiellen Produktionsverhältnisse, unter denen solche Theorien immer wieder hervorgebracht werden (müssen), analysiert werden. Erst dann kann eine Kritik von Erkenntnis in eine Kritik der gesellschaftlichen Ontologie überführt werden, in der bestimmte Erkenntnisse Fakten erzeugen und andere nicht. Biologische Sexualitätsdiskurse wären in einer solchen Perspektive als Phänomene zu analysieren, die auf eine gesellschaftliche Produktionsordnung verweisen, d.h. immer auch auf eine Materialität von Machtverhältnissen zwischen Subjekten und Subjekten sowie zwischen Subjekten, epistemischen Objekten (z.B. Gene, Gehirne, Hormone, Triebe) und Institutionen (die Familie, der Staat und seine Apparate, die Ökonomie). Es ist diese Produktionsordnung ohne Zentrum – und nicht etwa eine einzelne Wissenschaft wie die Biologie –, die Diskurse der Sexualität ermöglicht, und es sind die Diskurse der Sexualität, die umgekehrt wiederum diese Ordnung stützen und stabilisieren.

Eine Regierung der Sexualität, die das Biologische mit dem Politischen verschaltet, operiert immer auch mit Strategien der Entzeitlichung. Eine Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse in der Gegenwart hat daher stets auch eine genealogische Perspektive zu integrieren, in der die historisch bedingten Grenzen unseres Gewordenseins in ihrer Beziehung zu epistemischen Prozessen analysierbar werden, die den Bereich dessen, was wir als möglich

schon *zu spät* gegenüber präexistierenden Wahrheiten und Normen, denen wir nie vollständig in der Lage sind, zu entsprechen.

erfahren und wahrnehmen können, eingrenzen und regulieren. Hier gerät in den Blick, welches Wissen, welche Erfahrungen und welche Existenzformen sich mit einer biologischen Sexualitätskonzeption historisch durchsetzen konnten und welche anderen Möglichkeiten zu wissen, zu erfahren und zu werden dadurch verworfen wurden. Es kommt also darauf an zu zeigen, dass die Vergangenheit mehr enthält, als die Gegenwart und dass dieses „Mehr“ der Erfahrung zugänglich zu machen ist.³³ Der Blick auf die Gegenwart durch die Kämpfe in der Vergangenheit lässt so eine Genealogie verlorener Möglichkeiten entstehen – eine Historiografie möglicher Vergangenheiten, die jedoch (wie die bereits um 1900 zirkulierende, doch stets marginalisierte Meinung, es gebe so viele Geschlechter wie es Individuen gibt) nie gegenwärtig geworden sind. Erst durch das Erfahrbar-Machen dieser Verluste eröffnet sich ein epistemisch-affektiver Raum, in dem eine Erkenntnis aufblitzen kann, die die Frage nach Kritik und Veränderung überhaupt erst stellen lässt: dass etwas gänzlich Anderes möglich gewesen wäre, als das, was ist – und dass folglich auch wieder etwas gänzlich Anderes möglich sein wird.

Mit der Frage nach dem Verhältnis von Gegenwart und Geschichte geht daher zugleich die Frage nach möglichen ‚Zukünften‘ einher. Denn die von der Mehrheit der gegenwärtigen Vertreter_innen der Biologie betriebene (gänzlich undarwinsche) Metaphysik einer zeit- und raumlosen Identität sexueller Kategorien richtet sich von der Gegenwart aus betrachtet nicht nur auf die Vergangenheit, sondern auch auf die Zukunft: Es gab immer Hetero- und Homosexuelle, Männer und Frauen, und es wird immer Hetero- und Homosexuelle, Männer und Frauen geben. Eine Kritik biologischer Sexualitätsdiskurse erkennt in einer solchen Entzeitlichung von Begehren, Körpern und Lüsten eine zentrale Strategie der Regierung der Sexualität und muss daher Gegenstrategien entwickeln, die sich auf das Wünschen und Werden möglicher Zukünfte richten.

³³ Vgl. Grosz, Elizabeth: *Time Travels. Feminism, Nature, Power*. Durham, North Carolina 2005.

In Verantwortung für das, was noch nicht ist, hat Kritik stets darüber Rechenschaft abzulegen, wie sie selbst in jenes ‚Spiel der Kräfte‘ involviert ist, das sie sich zum Gegenstand nimmt. Denn sie steht nicht außerhalb dieses Spiels, sondern wird innerhalb seiner Regeln hervorgebracht. Sie muss also stets aufs Neue prüfen, welche Verkettungen mit welchen Wissensformen, (diskursiven) Praktiken, Institutionen und Subjekten sie produziert und produzieren möchte. Hierin liegt die Aufgabe einer kritischen, ‚post-souveränen‘ Epistemologie begründet, die ihre Verantwortlichkeit für die eigene Wissensproduktion anerkennt, die sich also darum sorgt, was auf dem Spiel steht, wenn sie einen epistemischen Einsatz macht.³⁴ Auf einen ersten Schritt der *Analyse*, also wortwörtlich der *Auflösung* und *Zerlegung* ihrer Gegenstände, muss eine kritische Epistemologie daher einen zweiten Schritt des *Wieder-Zusammensetzens* und *Zusammenklebens* leisten, d.h. den Boden für etwas Neues bereiten, das anders ist und anders sein kann, als das, was sie zuvor aus gutem Grund erledigt hat.

Eine solche Form der Kritik entsteht nicht aus der Feder einsamer Intellektueller. Sie ist vielmehr im Foucaultschen Sinne als Haltung zu verstehen, die nur aus einer Reihe kollektiver Anstrengungen heraus möglich wird. Diese Anstrengungen zielen im Kern auf die Frage, welche Formen von Kollektivität wir uns geben wollen und wünschen können, d.h. wie die gesellschaftlichen Verhältnisse und die Beziehungen zwischen Subjektivität, Wissen und Macht auf eine Weise durchgearbeitet und verändert werden können, dass neue Formen der Kollektivität möglich werden, in der das Begehren nach Anerkennung und Zugehörigkeit sich nicht mehr konstituieren muss als das Begehren einer Norm: *Life after sexuality*.

³⁴ Vgl. Laufenberg, Mike: Der Preis der Wahrheit. Michel Foucaults Wissenschaftskritik und die Politik post-souveräner Wissenschaften, in: Dumbadze, Devi u.a. (Hg.): *Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen*. Bielefeld 2009.

Literatur

Berlant, Lauren, Michael Warner: Sex in der Öffentlichkeit, in: Haase, Matthias, Marc Siegel und Michaela Wünsch (Hg.): *Outside. Die Politik queerer Räume*. Berlin 2005, S. 77-104.

Brown, Wendy u.a.: Learning to love again. An interview with Wendy Brown, in: *Contretemps*, 6. Januar 2006, S. 25-42.

Butler, Judith: *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/Main 2001.

Butler, Judith: *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*, online erschienen 2001: <http://eipcp.net/transversal/0806/butler/de>.

Deleuze, Gilles: *Foucault*. Frankfurt/Main 1992.

Ebeling, Smilla: Heteronormativität in der Zoologie, in: Hartmann, Jutta u.a. (Hg.): *Heteronormativität. Empirische Studien zu Geschlecht, Sexualität und Macht*, Wiesbaden 2007, S. 79-94.

Ebeling, Smilla: Queering Biologie, in: Mauss, Bärbel und Barbara Petersen (Hg): *Das Geschlecht der Biologie*. Mössingen Talheim, 2006, S. 31-60.

Eder, Franz X.: *Kultur der Begierde. Eine Geschichte der Sexualität*. München 2002.

Elberskirchen, Johanna: *Homosexualität, eine bisexuale Varietät, keine Entartung*. Leipzig 1904.

Foucault, Michel: Was ist Aufklärung?, in: *Dits et Ecrits* Band 4. Frankfurt a.M. 2005, S. 687-706.

Foucault, Michel: *Was ist Kritik?*. Berlin 1992.

Foucault, Michel: *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit* 1. Frankfurt/Main 1983.

Golz, Hans-Georg: Editorial, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte*, 15-16/2010, S. 2.

Grosz, Elizabeth: *Time Travels. Feminism, Nature, Power*, Durham, North Carolina 2005.

Hacking, Ian: Making Up People, in: ders.: *Historical Ontology*. Cambridge, Massachusetts 2002.

Hamer, Dean, Peter Copeland: *The Science of Desire. The Search for the Gay Gene and the Biology of Behavior*. New York 1994.

Hark, Sabine: Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute, in: *Feministische Studien*, 1/2009.

Herrn, Rainer: Über neue biologische Deutungen der Homosexualität. Ein Rückschlag, in: *Jahrbuch für kritische Medizin*, Bd. 35, Hamburg 2001, S. 114-129.

Hirschfeld, Magnus: *Die Homosexualität des Mannes und des Weibes*, Berlin 1914, Nachgedruckt: Walter de Gruyter Berlin 2001.

Laufenberg, Mike: Natürlich Anders? Zur aktuellen Debatte über genetische Faktoren für Homosexualität, in: *Aus dem Bio-Baukasten. SeXY Gene. Genethischer Informationsdienst GID Spezial* (2009), Heft 9, S. 48-57.

Laufenberg, Mike: Der Preis der Wahrheit. Michel Foucaults Wissenschaftskritik und die Politik post-souveräner Wissenschaften, in: Dumbadze, Devi u.a. (Hg.): *Erkenntnis und Kritik. Zeitgenössische Positionen*. Bielefeld 2009.

Lorey, Isabell: Als das Leben in die Politik eintrat. Die biopolitisch-gouvernementale Moderne, Foucault und Agamben, in: Marianne Pieper u.a. (Hg.): *Empire und die biopolitische Wende. Die internationale Diskussion im Anschluss an Hardt und Negri*. Frankfurt a.M./New York 2007, S. 269-291.

Obermayer, Sebastian, Philipp Schwenke: Natürlich Schwul, in: *Süddeutsche Zeitung Magazin* (2006), Heft 37.

Satinover, Jeffrey: *Homosexuality and the Politics of Truth*. 1996.

Sigusch, Volkmar: *Karl Heinrich Ulrichs. Der erste Schwule der Weltgeschichte*. Berlin 2000.

Ulrichs, Karl Heinrich: *Forschungen über das Räthsel der mann männlicher Liebe*. Berlin 1994.

Autor

Mike Laufenberg promoviert am Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der TU Berlin zum Thema „Die Regierung der Sexualität - Subjektivität, Wahrheit und Macht im Zeitalter der Biologie“. Er ist Stipendiat der Hans-Böckler-Stiftung und zurzeit Predoctoral Research Fellow am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte, Berlin.

Kontakt: mlaufenberg@mpiwg-berlin.mpg.de